

subkultur

ALEXANDER BEDRANOWSKY

MEINE KÄMPFE

EINE AUTOBIOGRAPHIE

I

GEBROCHEN

ROTE LICHTER – sie sehen aus wie Laserstrahlen – schwirren mit enormem Tempo hinter einer schwarzen, halbdurchsichtigen Glasscheibe umher. Der Anblick beunruhigt mich. Dieser gesamte Apparat, unter dem ich liege, beunruhigt mich. Er sieht aus wie ein großer, steriler Halbbogen. Alles in diesem Raum ist steril. Und weiß. Bis auf die hektischen Laserstrahlen.

Ihr Schwirren wird langsamer. Sie kommen schließlich komplett zur Ruhe und für einen kurzen Moment ist es still. Ich starre an die Decke. Die Türe zum Nachbarzimmer geht auf. Ein bärtiger Mann mit grauem Haaransatz betritt den Raum. Er trägt eine hellbraune Lederjacke und wirkt, als wäre er gerade hierhergeeilt. Sein Schlüsselbund hängt noch halb aus seiner Hosentasche heraus. Wieso trägt er überhaupt Zivilklamotten? Er blickt mich mit besorgter Miene an.

»Junger Mann, bitte bewegen Sie sich nicht!«

»Was stimmt denn nicht?«, frage ich.

»Ihre Wirbelsäule ...«, er zögert sichtlich, bevor er den Satz beendet, »... ist kaputt.«

»Kaputt? Was heißt das?«

»Nun ja ...« Er will nicht so recht mit der Sprache herausrücken. Ich sehe ihm an, dass es ihm nicht leichtfällt, mir meine Frage zu beantworten. Widerwillig tut er es dann doch. Seine Antwort ist kurz – er spricht sie in einer Sekunde aus: »Sie ist gebrochen.«

Schock. Die Zeit steht still.

Ich kann nicht mehr klar denken. Sprechen kann ich auch nicht mehr. Was antwortest du, wenn dir jemand sagt, dass dein Leben, so wie du es bisher kanntest, für immer vorbei ist? Ich weiß darauf keine Antwort.

Gebrochen?! Das Wort ›gebrochen‹ schwirrt mir im Kopf umher. Ja, ich war ins Krankenhaus gegangen, weil meine Wirbelsäule nach dem Unfall heute Abend extrem schmerzte. Aber gebrochen?! Nie im Leben hätte ich damit gerechnet! Ich ging fest davon aus, dass man mich in den Computertomographen schiebt und mir hinterher sagt, ich habe mir die Wirbelsäule geprellt. Danach zwei Wochen Ruhe und ich wäre wieder topfit. *Davon* ging ich aus.

»Wir werden Sie jetzt *vorsichtig* vom Untersuchungstisch in ein Bett verlagern. *Vooorsichtig!*« Es gefällt mir nicht, wie der Assistent, der vorhin bereits meine Untersuchung vorbereitet hatte, das Wort *vorsichtig* ausspricht.

Und es gefällt mir ganz und gar nicht, wie sich schlagartig sein komplettes Verhalten ändert. Nicht, dass er bei der Vorbereitung der Computertomographie ruppig oder hastig gewesen wäre, aber jetzt behandelt er mich plötzlich, als wäre ich aus Zucker. Auch sein Gesichtsausdruck hat sich komplett gewandelt. Er wirkt sehr besorgt und bestürzt, während er mir ganz langsam hilft, mich ins Bett zu legen.

»Bleibe ich über Nacht hier?«, sind die ersten Worte, die mir nach Überbringung der Hiobsbotschaft aus dem Mund kommen.

Es ist eigenartig, was für banale Gedanken einem durch den Kopf schießen, wenn man unter Schock steht. Ich frage mich, ob ich wohl planmäßig morgen früh meinen Zug zurück nach Hause werde nehmen können. Schließlich habe ich Zugbindung und das Ticket ist ja auch schon bezahlt.

Ich werde aus dem Untersuchungszimmer geschoben. Der bärtige Doktor in Zivil ist genauso schnell wieder weg, wie er aufgetaucht war. Offenbar hatte man ihn extra für meinen Fall mitten in der Nacht ins Krankenhaus beordert. Wohl ein Spezialist für Verletzungen an der Wirbelsäule. Er eilt durch den Flur und verschwindet aus meinem Sichtfeld. Wenige Sekunden später kommt ein Doktor in weißem Kittel auf mich zu. Er stellt sich vor. Ich vergesse seinen Namen sofort wieder.

»Sie haben sich einen Ihrer Brustwirbel gebrochen. Wir behalten Sie jetzt vorerst hier. Mindestens für zwei Wochen. Sie bleiben die ersten Tage im Bett liegen und bekommen von uns Mittel gegen die Schmerzen.«

»Muss ich diese Schmerzmittel nehmen?« Irgendwie komisch! Ich frage nicht danach, ob, und falls ja, wann ich wieder gesund werde. Stattdessen frage ich, ob ich die Einnahme von Schmerzmitteln verweigern könne.

Der Arzt ist sichtlich verwundert über mein Verhalten und runzelt leicht verdutzt die Stirn – als wolle er sagen: »Wenn Sie glauben, dass Sie das tatsächlich ohne Schmerzmittel durchziehen können ... nur zu! Viel Glück, Sie werden es brauchen!« Was er aber wirklich sagt, ist: »Zwingen können wir Sie dazu nicht.«

Wie auch immer, meine Einstellung scheint ihm zu imponieren. Wie ich während dieses Krankenhausaufenthalts noch feststellen sollte, ist eine tapfere Kämpfereinstellung das beste Mittel, um Krankenhauspersonal – vom Pfleger bis hin zum Oberarzt – zu beeindrucken.

Der Kittelträger verschwindet mit dem Hinweis, dass er sich die kommenden Tage gut um mich kümmern werde. Nun vergehen einige Minuten. Diese Minuten sind für mich die erste Chance, ansatzweise zu realisieren und zu begreifen, was hier gerade passiert ist. Ich habe mir die Wirbelsäule ... gebrochen. Sitzen Leute, die sich die Wirbelsäule gebrochen haben, normalerweise nicht im Rollstuhl? Ich sitze nicht im Rollstuhl. Ich liege in einem Krankenhausbett. Und warte.

Eine Pflegerin kommt zu mir. Bevor sie etwas sagen kann, frage ich sie mit tiefem Blick in die Augen: »Ich hatte ziemliches Glück, oder?«

Sie presst die Lippen zusammen und verzieht die Mundwinkel. Auf meine Frage antwortet sie zwar nicht, aber ihre Mimik und ihr langsames, zaghaftes Kopfnicken sagen mehr als tausend Worte.

Währenddessen bin ich damit beschäftigt, mir meine Piercings wieder einzusetzen. Der Hauptgrund für die Computertomographie war eigentlich der Verdacht auf eine Gehirnerschütterung. Da man bei solchen Untersuchungen im Bereich des Kopfes keine Piercings tragen darf, hatte ich sie alle rausgenommen. Ursprünglich wollte man nur sichergehen, dass mein Gehirn keinen schlimmen Schaden davongetragen hat. Um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, entschloss man sich, auch noch meine Wirbelsäule zu scannen. Sicher ist schließlich sicher.

Im Liegen und ohne Spiegel ein Augenbrauen-Piercing wieder einzusetzen, das ist gar nicht so einfach! Plötzlich fällt mir eine der beiden Kugeln herunter. »Mist!«, denke ich mir.

Keine Ahnung, ob sie ins Bett gefallen ist oder auf den Boden.

Ein junger Bettenfahrer macht mich bereit für die Fahrt auf meine Station. Ich frage ihn, ob er irgendwo eine Piercingkugel sieht. Er sucht sowohl auf dem Boden als auch in den Falten meines Bettlakens und meiner Decke. Alleine kann ich das nicht, ich darf mich ja schließlich nicht bewegen. Es tut sogar weh, den Kopf nur leicht zur Seite zu drehen. Keine Piercingkugel in Sicht – Suche erfolglos.

»Tut mir echt leid, ich kann sie nicht finden«, sagt der Fahrer, bevor er die Bremse löst und mich den Flur entlang schiebt.

Ich realisiere, dass ich jetzt erst einmal mehr als genug Zeit haben werde, um solche Dinge zu tun wie eine doofe Kugel festzuschrauben. Wäre mir das vor zwei Minuten auch schon klar gewesen, dann hätte ich damit gewartet, bis ich auf meinem Zimmer bin. Übersprungshandlung nennt man so etwas im Tierreich. Ich wollte nicht wahrhaben, dass ich ernsthaft verletzt bin, sah keine Möglichkeit zur Flucht, stand daher im Konflikt und nutzte deswegen instinktiv die erstbeste Chance zur Ablenkung – in diesem Fall Körperpflege. Zumindest Körperpflege im weitesten Sinne. Und da ich kein Fell habe, das ich putzen kann, kam mir das Einsetzen meiner Piercings gerade recht.

Es ist nicht nur eigenartig, was für banale Gedanken einem durch den Kopf schießen, wenn man unter Schock steht – nein, es ist auch sehr erstaunlich, was für unsinnige und unwichtige Handlungen man ausübt.

Während ich durch die Gänge gefahren werde, erhasche ich einen kurzen Blick in den Wartebereich. Dort stehen Emily und Marco, zwei gute Freunde von mir, mit besorgten Gesichtern. Sie haben keinerlei Ahnung, wie es um mich steht. Ich winke ihnen zu. Marco sieht für den Bruchteil einer Sekunde in meine Richtung. Dieser Sekundenbruchteil reicht aus, um in seinen Augen zu sehen, wie viele Sorgen er sich ganz offensichtlich um mich macht. Doch ich sehe nicht nur Sorge ... sondern auch Schock. Dass ich nicht auf meinen eigenen Beinen gehen kann, beunruhigt ihn.

Station A4, Zimmer 405 – dort endet die kurze Fahrt durchs Krankenhaus. »Merk' dir diese Zahlen«, denke ich mir, denn meine Freunde werden wissen wollen, wo ich liege. Der Raum steht leer, obwohl es sich um ein Dreibettzimmer handelt. Samstagnachts ist scheinbar kein populärer Zeitpunkt für einen Aufenthalt im Krankenhaus.

Ich habe die freie Auswahl, wo mein Bett stehen soll. Am Fenster, in der Mitte (direkt vor dem Fernseher) oder neben der Badezimmertüre.

Meine Wahl fällt auf letztere Option – aus rein pragmatischen Gründen. Schließlich ist es sicherlich praktischer, keine langen Wege gehen zu müssen, um mal kurz einen Abstecher auf die Toilette zu unternehmen.

Das Bett wird verkabelt und ich werde nicht nur mit der Bedienung meiner Rückenlehne, des Hilfefnopfes zum Herbeirufen von Personal und dem Lichtschalter vertraut gemacht, sondern auch mit der Urinflasche neben meinem Bett und mit der Pfanne darunter. Wenn ich Letztere nutzen will, um mein großes Geschäft zu erledigen, soll ich vorher einen Pfleger zur Hilfe rufen. Aha! Damit hat sich die Sache mit dem ›Abstecher auf die Toilette‹ auch erledigt. Zumindest, bis ich wieder fit genug bin, um dieses Bett zu verlassen. Ich fasse sofort den Entschluss, mir nicht die Blöße zu geben, zur Darmentleerung nach Hilfe zu rufen. Diese Pfanne werde ich nicht benutzen! Da sammel' ich lieber für ein richtig schönes, großes Ei. Und das leg ich dann, sobald ich wieder aufstehen darf – egal, wie lange das dauern mag.

Bevor ich meine Gedanken wirklich sortieren kann, betreten Emily und Marco das Zimmer. Sie beschweren sich darüber, dass ihnen ewig lang niemand gesagt hat, wie es mir geht. Immerhin vergingen zwischen meiner Anmeldung in der Notaufnahme und dem CT-Scan über anderthalb Stunden. Es ist inzwischen ein Uhr nachts. Eigentlich ist die Besuchszeit schon längst vorbei, aber ich bin mehr als froh, Gesellschaft zu haben. Ich erzähle den beiden, was mir die Ärzte gesagt haben. Wir reden. Eine Stunde vergeht. Zwei Stunden vergehen.

Die beiden merken, dass ich nicht alleine sein möchte, aber da ich sie schlecht in meinem Zimmer übernachten lassen kann, verschwinden sie kurz nach drei Uhr. Sie versprechen mir aber, mich am nächsten Morgen wieder zu besuchen. Ich umarme sie, so gut das eben geht, wenn man sich nicht nach vorne beugen kann. Und dann sind sie weg. Das Zimmer ist leer. Schrecklich leer. Ich bin viel zu aufgewühlt, um an Schlaf auch nur denken zu können. Mir schießen eine Million Gedanken durch den Kopf.

»Meine Wrestling-Karriere ist vorbei.« – »Ich werde zeit meines Lebens behindert sein.« – »Warum ist das passiert?« – »Zehn Jahre Wrestling-Karriere ... einfach vorbei!« – »Ich muss hier raus!« – »Wieso habe ich nicht besser aufgepasst?« – »Ich schaffe das nicht!« – »Wofür bestraft mich Karma?!« – »Ich möchte nicht mehr leben!« – »Ich möchte ... Nicht. Mehr. Leben.« – »Wie bringe ich mich um?« – »Ich kann nicht aufstehen,

um aus dem Fenster zu springen.« – »Das würde eh nichts bringen, wir sind hier nur im vierten Stock.« – »Ist das wirklich passiert?« – »Vielleicht ist das hier nicht real.« – »Vielleicht ... ist das hier ... Nicht. Real.« – »Vielleicht wache ich morgen früh auf und das alles ist nur ein schlechter Traum.« – »Ist das alles nur ein schlechter Traum?« – »Bitte lass mich morgen früh aufwachen und das alles nur geträumt haben!« – »Lass mich das alles nur geträumt haben!« – »... alles nur ... geträumt ... haben ...«

2

IDOLE

ICH KANN NICHT AUFSTEHEN. Mein Rücken schmerzt so sehr! Oh verdammt, das fühlt sich nicht gesund an! Was zum Teufel ist das? Eine Stauchung? Eine Prellung? Fühlt sich an, als ob ich mir die Wirbelsäule geprellt habe. Und mein Nacken ... mein Nacken tut ebenfalls unglaublich weh! Das war keine gute Landung, ganz im Gegenteil: Das war eine schreckliche Landung. Ich habe upgefuckt. Die Aktion total versaut. Bin voll auf dem Kopf gelandet. Meine Wirbelsäule hat sich beim Aufprall übel zusammengestaucht.

Aber ich muss aufstehen. Aufstehen und weitermachen. Ich darf mir nicht anmerken lassen, dass etwas nicht stimmt.

Ich robbe mich vorsichtig von der dicken, blauen Weichbodenmatte. Meine Klassenkameraden sollen nicht merken, dass ich mich verletzt habe. Sonst lachen die mich ja noch aus. Ich höre es schon: »Schau dir den Alex an, wie er sich bei seinem komischen Wrestling wehgetan hat!« Genau das würden sie sagen.

Au, das war eine wirklich schlecht ausgeführte Swanton Bomb. Ich mag den Namen – ein Wortspiel aus Swandive und Senton Bomb. Sehr bezeichnend, schließlich segelt man wie ein Schwan durch die Luft und wartet bis zum letzten Moment mit der Drehung, bevor man sich abrollt und mit dem Nacken auf dem Gegner landet. Ich habe diesen Sprung schon hunderte Male gemacht – aber dieses eine Mal habe ich mich zu spät abgerollt. Einen Gegner hatte ich nicht unter mir liegen. Das wäre zu krass gewesen ... während des Schulsports.

Ich konnte mich ja überhaupt schon glücklich schätzen, dass unser Sportlehrer immer so kulant war, mir und ein paar Freunden zu erlauben, auf Matten herumzuhüpfen. Denn der Großteil unserer Mitschüler beschäftigte sich währenddessen weitaus sinnvoller: nämlich mit ›echtem‹ Sport. Ich glaube, unserem Lehrer war nie wirklich klar, was wir da eigentlich machten, wenn wir uns gegenseitig mit schlecht ausgeführten Würfeln durch die Gegend schleuderten – mit Würfeln, die wir uns im Fernsehen bei den Superstars der *World Wrestling Federation*, kurz WWF, abgesehen hatten.

Wir schreiben das Jahr 2000. Dezember 2000, um genau zu sein. Ich gehe in die neunte Klasse eines Münchner Gymnasiums, bin 15 Jahre alt und Backyarder. ›Hinterhof-Wrestler‹. Wie jeder Backyarder um die Jahrtausendwende herum liebe ich Jeff Hardy. Ich liebe es, seine Swanton Bomb zu kopieren. Jeder Backyarder tut das. Und jeder Backyarder denkt das Gleiche wie ich – nämlich, dass er diese Aktion mindestens genauso schön ausführt wie Jeff Hardy. Nun ... zumindest habe ich das bis heute gedacht – bis ich voll auf meinem Kopf gelandet bin. Das war es dann wohl mit dem geliebten Hinterhof-Wrestling. Viel zu riskant, das Ganze. Ich will ja schließlich nicht im Rollstuhl landen! Damit endet meine Backyard-›Karriere‹. Nach exakt einem Jahr, auf den Monat genau.

Tapfer, wie ich bin, gehe ich natürlich nicht zu meinem Sportlehrer und anschließend zum Schularzt, um mich für heute befreien und nach Hause schicken zu lassen. Es ist schließlich erst die zweite Unterrichtsstunde. Zudem erscheint heute die aktuelle Ausgabe unserer Schülerzeitung und da ich dort Mitglied bin, gehört es zu meinen Aufgaben, in der letzten Unterrichtsstunde noch alle Klassenzimmer abzuklappern, um unser kleines Heftchen zu verkaufen. Es kostet eine Mark. Hey, das ist doch so gut wie geschenkt! Die Bravo kostet immerhin 2,50 D-Mark.

Ich schleppe mich also irgendwie durch den Unterrichtstag. Mein Nacken und mein Rücken bringen mich fast um. Aber ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen. Das Gehen fällt mir zwar wirklich schwer, doch ich versuche, mit den anderen Mitgliedern der Schülerzeitung Schritt zu halten, während wir von Klassenzimmer zu Klassenzimmer ziehen. Immer schön ein Lächeln auf den Lippen behalten! Denn niemand will eine Zeitung von jemandem kaufen, der wie *Der Glöckner von Notre Dame* herumläuft und über seine Schmerzen klagt.

Seit ich denken kann, war ich eigentlich schon immer so. Ich habe mich nie großartig über Schmerzen beklagt. Ich habe nie den Mund aufgemacht, wenn mir etwas weh tat. Klar, als Kleinkind natürlich schon, aber je älter ich wurde, desto härter wurde ich im Nehmen. Wahrscheinlich liegt das daran, dass ich mit Vorbildern aufgewachsen bin, die mir gezeigt haben, wie edel, tapfer und heldenhaft es ist, Schmerzen zu erdulden. Nur wer Schmerzen wegsteckt, der gewinnt – zumindest im Wrestling-Ring.

Eine meiner ersten Kindheitserinnerungen hat mit Wrestling zu tun. Mein Vater war auf Dienstreise unterwegs und draußen tobte ein schrecklicher Sturm. Aus Angst verkroch ich mich unter die Bettdecke meiner Mutter. Hey, als fünf Jahre alter Knirps darf man das! Wir zappten also gemeinsam durch die Fernsehprogramme und blieben auf dem Sender Tele 5 hängen. Dort kämpfte ein mexikanisch aussehender Mann in schillernden, grünen Hosen, bestickt mit goldenen Verzierungen. Ich war sofort fasziniert von dem, was ich da sah. Eine neue Welt. Die Welt des professionellen Wrestlings. Dieser Mann war Tito Santana, damals besser bekannt unter dem Namen ›El Matador‹. Er verkörperte einen Stierkämpfer und sein buntes Outfit faszinierte mich zugegebenermaßen zunächst mehr als seine Kampftechnik. Doch ich war augenblicklich infiziert – infiziert mit dem Wrestling-Virus.

Von da an sammelte ich alles, was mit Wrestling zu tun hatte. Ob Sammelkarten, Actionfiguren, Aufkleberheftchen, Videokassetten – einfach alles, was ich in die Finger bekommen konnte. Mit sechs Jahren sah ich zum ersten Mal eine Live-Show. Sie fand in der Münchner Olympiahalle statt und lief unter dem Banner *European Rampage Tour*. Nur wenige Tage zuvor war *WrestleMania VIII* im Hoosier Dome in Indianapolis, Indiana in die Geschichtsbücher eingegangen. Der ›Macho Man‹ Randy Savage hatte dort den *World Heavyweight Title* vom ›Nature Boy‹ Ric Flair gewonnen. Im Publikum saß ein junger, siebenjähriger Knirps namens Drake Wuertz und sah das ganze Spektakel live. Wer hätte damals ahnen können, dass ich mich 15 Jahre später mit diesem Jungen in einer kleinen Lagerhalle irgendwo im Ruhrgebiet mit Rasierklingen und Spritzen massakrieren würde?

Doch Anfang der 1990er Jahre war noch alles schöne, heile Welt. Mainstream-Wrestling war eine familiengerechte Form der Unterhaltung.

Zu Ligen, die aus diesem Raster fielen, hatte ich als kleines Kind noch gar keinen Zugang. Ob Jung oder Alt, die Kämpfe und Storylines der übertriebenen, comicartigen Charaktere boten etwas für jedermann. Blut floss nur im absoluten Ausnahmefall. Das besagte *World Heavyweight Title*-Match war einer dieser Fälle. Vielleicht hat diese Schlacht Drake und mich irgendwie so sehr geprägt, dass unterbewusst schon damals der Drang in uns zu wachsen begann, selbst einmal blutüberströmt in einem Ring stehen zu wollen?

Eigentlich wollte ich nie Wrestler werden. Zumindest nicht professioneller. Das Backyarden mit einer Handvoll Freunden reichte mir voll und ganz aus. Als Jugendlicher ist es ja irgendwie auch ganz normal, alles Mögliche nachzuahmen. Und da ich eben seit jeher den Großteil meiner Zeit mit Wrestling verbrachte, war es nur logisch, dass ich als Jugendlicher damit anfang, den einzigen Idolen nachzueifern, die ich hatte¹.

Anfang und Mitte der 1990er waren ›The Heartbreak Kid‹ Shawn Michaels und Bret ›The Hitman‹ Hart meine beiden absoluten Favoriten. Schon damals faszinierte es mich, dass sich auch körperlich ›benachteiligte‹ Männer in dieser Welt der großen, muskelbepackten Hünen behaupten konnten. Sowohl Michaels als auch Hart waren Vertreter der kleinen, athletischen Wrestler. Was ihnen an Muskelmasse fehlte, das machten sie durch Kämpferherz und technische Raffinesse wieder wett. Ende des Jahrtausends wurden dann diejenigen Wrestler meine Favoriten, die zusätzlich zu ihrem Fighting-Spirit und ihrer Akrobatik auch noch Hardcore-Elemente wie Tische, Stühle und Leitern in ihre Matches einfließen ließen. Im Mainstream-Bereich war das natürlich besonders Jeff Hardy, doch als ich schließlich begann, über den Tellerrand hinaus zu blicken, faszinierten mich auch Sabu und Hayabusa ungemein. Beide scheuten sich nicht davor, auch solche Gegenstände wie Stacheldraht in ihre Matches zu integrieren. Unglaublich beeindruckend!

Anfang des neuen Jahrtausends kehrte dann ein Charakter zurück, der meine eigene Wrestling-Laufbahn so sehr prägte wie kein anderer. Die Rede ist vom legendären Cactus Jack, verkörpert von Mick Foley. Dieser

¹ Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass **Backyard-Wrestling** eine extrem gefährliche und verantwortungslose Freizeitbeschäftigung ist. Jeder, der es betreibt, läuft nicht nur Gefahr, sich selbst zu verletzen, sondern auch dem Ruf des Wrestling-Sports zu schaden. Daher sollte man entweder die Finger davon lassen oder professionelles Wrestling-Training besuchen.

hinterließ bei mir insbesondere dadurch einen starken Eindruck, dass er Stürze auf Betonboden und in Reißnägel einsteckte und trotzdem jedes Mal wieder aufstand. Ich weiß nicht, wie oft ich selbst in meiner Zeit als Wrestler auf Betonboden aufschlug oder wie oft ich mir nach meinen Kämpfen Reißnägel aus allen möglichen Körperstellen ziehen (lassen) musste ... aber es war auf jeden Fall sehr oft! Sicher weiß ich jedoch, auf wessen Einfluss diese harten Stürze – sogenannte Bumps – zurückgehen: auf den einmaligen Cactus Jack².

So überrascht es auch wenig, dass mein eigener Ringer-Name ein Tribut an eben diesen Mann ist. Bereits als Backyarder nannte ich mich Thumbtack Jack. Und bereits damals benutzte ich mit Vorliebe Reißnägel in meinen Kämpfen. Ja, meistens war ich derjenige, der in die von mir gegrabene Grube fiel, aber dadurch verdiente ich mir den Titel des *WCF Hardcore Champions*. Die WCF war unsere Hinterhof-Liga: *World Catchen Federation*. Was für ein stumpfsinniger Name! Ich leitete diesen Haufen hirnerbrannter Jugendlicher, und wie sich das für einen guten Ego-Booker³ so gehört, machte ich mich auch direkt zum *World Champion*. Allerdings nicht zum allerersten, sondern nur zum zweiten.

Als unsere Liga ihre Pforten schloss, hielt ich zwar offiziell zwei Titel gleichzeitig, doch ich hatte nur noch einen Gürtel. Den *Hardcore Champion*-Gürtel hatte ich nämlich in einer Turnhalle vergessen, in der eines unserer ›Hardcore Matches‹ zu Ende gegangen war. Ganz nach dem Vorbild des *WWF Hardcore Title* anno 2000 verteidigte ich den Titel 24/7 – egal wo, egal wann und egal gegen welchen Gegner.

Das beinhaltete auch Titelverteidigungen am Sonntagmorgen, die von meinem Kinderzimmer aus über das Treppenhaus unseres Hochhauses bis hin zum Spielplatz und zum nächstgelegenen Friedhof führten. Okay, auf dem Friedhof haben wir nicht gewrestlet, aber wir waren ernsthaft am Überlegen, ob wir es tun sollten. Und wir hätten es wohl auch gemacht, wenn uns nicht der Pfarrer der benachbarten Kirche skeptisch und bitterböse angeschaut hätte.

² Ironischerweise ähneln sich die Werdegänge von **Mick Foley** und mir sogar nach dem Ende unseren Karrieren: Wir wurden beide Buchautoren.

³ Die Aufgaben von einem **Booker** sind unter anderem das Schreiben von Storylines und das Festlegen von Match-Ergebnissen. Ein Ego-Booker ist demnach jemand, der nicht nur aktiv im Ring steht, sondern auch Einfluss auf die Match-Ausgänge hat und der diese Macht ausnutzt, um sich selbst ins Rampenlicht zu rücken.

Nach weiteren Raufereien über Schulhöfe (die stehen sonntags zum Glück leer) und Sportanlagen (deren Maschendrahtzaun in unseren Köpfen das perfekte Pendant zu einem ›Hell in a Cell‹-Käfig⁴ war) endete diese (wenig) epische Schlacht in einer Turnhalle. Nicht in der Turnhalle meiner eigenen Schule, versteht sich. Denn in die eigene Schule einzubrechen gehört sich nicht. Diesen Gesetzesverstoß bei *irgendeiner* zufälligen Schule zu begehen, ist jedoch absolut legitim. Nun, zumindest sahen wir das damals so.

Kurz nach Ende unseres Matches ergriffen wir panisch die Flucht, denn auf der Empore stand plötzlich ein älterer Herr im Trainingsanzug. Er war sichtlich verwundert darüber, was er dort sah und warum einer von uns das ganze Treiben auch noch mit einer Kamera filmte. In der Hektik des Geschehens vergaß ich, unseren *Hardcore Champion*-Gürtel mitzunehmen. Dieser bestand aus einem schmalen, ledernen Hosengürtel, der mit bunten Reißnägeln beklebt war. Über die Gürtelschnalle war mit Tesafilm ein goldenes Stück Tonpapier geklebt, auf dem mit krakeliger Schrift *WCF Hardcore Champion* geschrieben stand. Ich frage mich bis heute, was derjenige gedacht hat, der diesen Gürtel in der Turnhalle fand.

In einer Turnhalle endete nicht nur dieses Match, sondern kurz darauf auch meine Zeit als Backyarder – ganz gesetzeskonform, während des Schulsports. Ich hatte erkannt, dass das Verletzungsrisiko viel zu hoch war, wenn man ohne professionelle Ausbildung wrestlet. Es vergingen einige Monate, bis mich im Mai 2001 ein gewisser Josef Kreitmaier kontaktierte. Dieser organisierte in Nürnberg regelmäßig Wrestling-Training. Er war über die Suchfunktion von Deutschlands größter Wrestling-Webseite⁵ auf mich aufmerksam geworden und suchte nach Usern, die in Bayern wohnten. Ich hatte zwar keinerlei Ambitionen und Absichten, Wrestler zu werden, doch wie das mit 15 Jahren so ist, probiert man alles gerne einmal aus.

So überredete ich kurzerhand Peter, meinen besten Freund zur damaligen Zeit, am Wochenende gemeinsam mit mir den Abstecher nach Nürnberg zu machen. Peter war Teil des WCF-Kaders gewesen und am ehesten vergleichbar mit einem menschengewordenen Goofy. Seine schlaksige Art

4 In ›Hell in a Cell‹-Matches wird nicht nur der Ring selbst, sondern auch der gesamte Bereich um den Ring herum von einem riesigen, überdachten Maschendraht-Käfig eingezäunt.

5 www.moonsault.de

zu gehen, seine enorme Körpergröße, sein vertrottelter Blick und seine unfreiwillig komische Art zu sprechen – das alles erinnerte an Goofy. Peter hatte nur vor wenigen Dingen Angst. Zum einen war da dummerweise Wasser. Ja, er hatte eine Wasser-Phobie und roch dementsprechend eher streng, außer, wenn er gerade eines seiner seltenen Bäder genommen hatte. Duschen, das tat er nie. Er beschrieb mir seine Phobie einmal so: »Wenn du die Wahl hast, entweder in Scheiße zu baden oder mit Scheiße bespritzt zu werden – wofür entscheidest du dich dann? Richtig, fürs In-Scheiße-Baden!« Ansonsten hatte Peter nur Angst vor Schmerzen. Es sollte sich schnell zeigen, dass diese beiden Ängste keine guten Grundvoraussetzungen für ein Wrestling-Training sind.

3

GRÜN HINTER DEN OHREN

GELEITET WURDE DAS TRAINING in Nürnberg damals von Thomas Blade und Tassilo Jung. Die beiden wohnten in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz und fuhren den Sommer 2001 über beinahe jedes Wochenende nach Bayern. Blade, wie alle ihn nannten, war ein kleines, dickes Männchen, das von sich selbst gerne in der dritten Person sprach und ganz offensichtlich einen Götterkomplex hatte. Der In-Ring-Charakter, den er bei Shows verkörperte, schien dieselbe Person zu sein, die er auch außerhalb des Rings war. Er hatte den Spitznamen ›Der Legendäre‹ – auch wenn ganz offensichtlich absolut gar nichts an dieser Witzfigur legendär war. Schon gar nicht der peinliche, viel zu große Ledermantel, den er immer trug – sowohl in Zivil als auch auf dem Weg zum Ring.

Blade war schon ein paar Jährchen in der europäischen Wrestling-Szene unterwegs gewesen und verkörperte im Prinzip alles, was an dieser Szene damals schlecht war: Er hielt sich für Welten besser als er wirklich war, dachte fälschlicherweise, er hätte Ahnung von dem was er tut und außerdem hatte er einen miserablen Frauengeschmack.

Zum Glück war da noch Tassilo. Dieser schien mehr auf dem Boden geblieben zu sein und war mir daher sofort viel sympathischer als Blade. Seit noch nicht allzu langer Zeit war Tas, wie ihn alle nannten, als Ringrichter in der Wrestling-Szene unterwegs. Er und Blade sprachen immer über die ›Euro-Szene‹ und vom ›Euro-Wrestling‹. Ich fand das alles damals ziemlich cool, denn ich war noch nie Teil irgendeiner Szene gewesen. Doch zunächst einmal waren Peter und ich Teil der kleinen

Trainingsgruppe. Diese bestand, inklusive der beiden Trainer, aus weniger als zehn Leuten. Einen Wrestling-Ring gab es nicht. Trainiert wurde auf dünnen, blauen Turnhallenmatten. Autsch, Stürze auf diese Matten hinzunehmen war weitaus schmerzhafter als das Herumtoben auf den Weichbodenmatten, die ich gewohnt war. Die erste Lektion bestand darin, zu lernen, wie man fällt, ohne sich dabei zu verletzen und ohne sich unnötig wehzutun. ›Bumpen‹ oder ›Bumps nehmen‹ heißt das in der Fachsprache. Das Geheimnis lag darin, komplett *flach* zu fallen und den Aufprall der Stürze somit auf eine möglichst große Fläche zu verteilen. Oh, und ganz wichtig: das Kinn auf die Brust legen, wenn man auf den Rücken fällt! Den Fehler, das nicht zu tun, beging ich genau ein einziges Mal. Ein sofortiges Schwindelgefühl und Sternchen vor den Augen waren das Resultat – nur allzu logisch, immerhin hatte nicht nur mein Rücken, sondern auch mein Hinterkopf den Sturz absorbiert.

Dieses Auf-den-Rücken-Fallen – der sogenannte Back Bump – wurde immer und immer wieder wiederholt, bis der Bewegungsablauf zur Routine wurde. Die ersten Trainingsteilnehmer begannen bereits zu schwächeln, doch ich hatte irgendwie meinen Spaß an den Übungen gefunden. Die Fallschule lag mir! Sobald wir verinnerlicht hatten, wie man auf den Rücken fällt, durften wir uns – immer und immer wieder, geschätzte 50 Mal – auf den Vorderkörper schmeißen und Front Bumps nehmen. Und anschließend wieder auf den Rücken, diesmal jedoch mit einer Flip-Bewegung, also mit einem Vorwärtssalto. Flip Bumps nannte sich das Ganze logischerweise. Peter hatte zu diesem Zeitpunkt schon genug. Die Schmerzen waren ihm zu viel geworden und er verbrachte den Rest der Trainings-Einheit damit, entweder in der Umkleidekabine zu kotzen oder vom Rand der Halle aus zuzuschauen.

Ich stellte mich währenddessen meiner großen Angst. Da war er wieder: der Flip Bump. Diese Art des Stürzens, die bereits zum Ende meiner Backyard-Karriere geführt hatte. Mir war mulmig, ich fühlte mich unwohl. Meine Beine zitterten und ich fragte mich, ob ich gleich wieder auf dem Kopf landen würde. Und dann tat ich es einfach. Ich sprang ab, drehte mich in der Luft um 270 Grad und landete sicher auf meinem Rücken. Natürlich tat der Aufprall trotzdem weh, aber er war um Welten angenehmer als der Schmerz, wenn man auf dem Kopf landet und sich die Wirbelsäule zusammenstaucht. Ich hatte meine Angst überwunden und

strahlte. Ab sofort waren Flip Bumps kein Problem mehr. Ich hatte eine ganz, ganz wichtige Lektion gelernt, die mich in Zukunft noch vor vielen potentiellen Verletzungen bewahren sollte: Denk' nicht darüber nach! Wenn du anfängst, zu viel über einen Bump nachzudenken, dann wirst du ängstlich. Und wenn du ängstlich bist, gehen Dinge schief.

Am nächsten Morgen telefonierte ich mit Peter und es ging uns beiden elendig. Alles schmerzte, war grün und blau und wir konnten uns kaum aus dem Bett bewegen. Er hasste es. Ich hingegen fühlte mich durch die Schmerzen komischerweise so lebendig wie noch nie zuvor in meinem Leben. Klar, sie waren unangenehm, aber sie zeigten mir dennoch, dass ich etwas geleistet hatte und dass ich mehr aus meinem Körper herausgeholt hatte, als ich es selbst für möglich hielt. Das ist ein sehr, sehr befriedigendes Gefühl. Ein Gefühl, das ich so schnell wie möglich wieder haben wollte. An den folgenden Wochenenden machte ich alleine den Trip nach Nürnberg. Und auch die Wochen und Monate darauf.

Bevor ich mich versah, hatte das Wrestling-Training einen festen Platz in meiner Wochenplanung eingenommen. Unter der Woche ging ich in die Schule, am Wochenende fuhr ich zum Training. Für einen 15-jährigen Schüler war es nicht gerade einfach, beides unter einen Hut zu bekommen. Ziemlich schnell hatte ich Probleme, diese Trips zu finanzieren. Die Zugfahrten waren nicht das einzige Problem. Je weniger Schüler beim Training anwesend waren, desto mehr mussten die anderen zahlen. Blade und Tassilo verlangten für jede Einheit 200 D-Mark, da sie so viel brauchten, um ihre Spritkosten decken zu können. Dieser Betrag wurde einfach durch die Anzahl der anwesenden Schüler dividiert. Ich erinnere mich an Trainingseinheiten, in denen nur vier Rookies⁶ (inklusive mir selbst) vor Ort waren. 50 D-Mark, zuzüglich der Kosten für die Zugfahrten, waren ein Haufen Geld für mich. Meine Eltern waren auch eher weniger begeistert davon, dass ich wöchentlich nach einem Zuschuss fragte, der den Rahmen meines Taschengelds bei weitem sprengte. Also musste mein gering bemessenes Ersparnis erhalten, um das Training zu finanzieren.

Doch das störte mich nicht im Geringsten. Ich fühlte mich lebendig. Ich fühlte mich zum ersten Mal in meinem Leben richtig lebendig. Das Training tat mir gut. Ich blühte auf. War ich zuvor noch ein übergewichtiger,

⁶ Wie auch in anderen US-amerikanischen Sportarten wird im Wrestling-Business der Nachwuchs als »**Rookies**« bezeichnet. Als Rookie ist man das unterste Glied in der Locker-Room-Nahrungskette.

pickliger Streber mit Brille und Zahnsperre gewesen, der oft gemobbt wurde, so gewann ich durch das Wrestling an Selbstbewusstsein. Ich merkte schnell, dass ich durchaus talentiert war. Verglichen mit den anderen Schülern machte ich rasend schnell Fortschritte. In diesem Sommer sah ich in Nürnberg auch meine erste Live-Show einer deutschen Liga. Dort traten unter anderem auch zwei von Blades Schülern auf, die beide schon etwas länger dabei waren als ich. Der eine im Kostüm einer Hip-Hop-Mumie, der andere als Obelix-Verschnitt verkleidet. Ihre Charaktere waren zwar unterhaltsam, zugleich aber auch peinlich und was ihre wrestlerische Leistung angeht, so dachte ich mir nur: »Das kann ich besser!«

Kurz darauf fragten Tassilo und Blade mich, ob ich bei einer Show in Berlin auftreten wolle. Dabei handelte es sich jedoch nicht um eine »richtige« Show im klassischen Sinne, sondern eher um eine Geburtstagsfeier. Ich hatte zwar erst drei Monate Wrestling-Training hinter mir, doch die beiden waren überzeugt davon, dass ich fit genug für mein erstes, offizielles Match wäre. Ich hatte mir allerdings noch überhaupt keine Gedanken darüber gemacht, was für einen Charakter ich im Ring verkörpern wollte, geschweige denn, wie ich mich nennen sollte. Warum auch? Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich nicht die Absicht gehabt, irgendwann einmal bei einer Show anzutreten. Ich absolvierte das Training nur, weil es mir Spaß machte. Also fragte ich Tassilo, ob es in Ordnung sei, wenn ich einfach mit dem Namen antrete, den ich schon zu meiner Backyard-Zeit hatte: Thumbtack Jack.

Und so debütierte ich am 4. August 2001 bei der Geburtstagsfeier anlässlich des sechsjährigen Bestehens der WCF. Moment einmal?! WCF?! Das kam mir bekannt vor! Doch die Rede war nicht von meiner *World Catchen Federation*, sondern von den *Wrestling Catch Fans Berlin*. True story! Es ist erschreckend, dass eine »professionelle« Liga dasselbe Kürzel wie meine Backyard-Liga benutzte und dass dieses Kürzel für einen mindestens genauso bescheuerten Namen stand. Doch nicht nur der Name war lächerlich, sondern auch die Show und die dort aktiven »Wrestler«⁷.

⁷ Tassilo Jung hat inzwischen selbst bereits zwei Bücher über seine Erfahrungen in der europäischen Wrestling-Szene geschrieben und im ersten, *Catchdoktors Praxis*, auf wundervolle Art und Weise geschildert, was im Main Event dieser **WCF**-Show passierte. Es sei an dieser Stelle nur so viel gesagt: Einer der drei Beteiligten am Hauptkampf trug ein Bären-Kostüm und es kam im Rahmen dieses Matches zu einer Sequenz, bei der die drei enorm schwul agierenden Kontrahenten den halben Ring umkreisten, indem sie Bockspringen über die Rücken der jeweils anderen spielten.

Diese lernten wir am Vorabend der Veranstaltung in ihrem Clubhaus – einer absoluten Ruine in Berlin-Kreuzberg – kennen. Dabei handelte es sich jedoch nicht wirklich um ein Haus, sondern nur um eine Wohnung. Die Lebensbedingungen dort waren mehr als schäbig. Ich selbst bin in Neuperlach, dem ›Ghetto‹ Münchens, groß geworden, doch *das* übertraf alles, was ich bisher kannte, bei weitem! Die WFCler nutzten nicht etwa die Haustüre, nein, sie kletterten einfach durch das Fenster des Erdgeschosses in die Wohnung, weil ihnen das zehn Meter Fußweg ersparte. Dabei machten sie sich natürlich zu einer tollen Zielscheibe für die ganzen Kriminellen in ihrem Block. Sie hätten genauso gut einfach ein Schild mit der Aufschrift ›Bei uns lässt es sich gut einbrechen‹ ans Fenster hängen können.

Bei dem Versuch, eine Türe innerhalb der Wohnung zu öffnen, kam mir diese prompt entgegen – sie fiel einfach komplett aus der Angel! So etwas wie Möbel gab es kaum, doch dafür war einer der Räume ausgestattet mit einem Haufen Matten und einem dieser Kästen, die man aus dem Sportunterricht kennt. Hat man keinen Ring zur Verfügung, so stellen solche Kästen eine einwandfreie Alternative zum Top Rope (dem obersten Ringseil) dar. Diese Tatsache war mir schon aus dem Training in Nürnberg bekannt.

In ihrem Clubhaus trainierten die WCFler nicht nur, sondern sie choreographierten dort auch ihre Matches ein – jedoch nicht etwa im Trainingszimmer, sondern im Wohnzimmer ... vor ihrer N64-Konsole. Es wurde einfach das Spiel *WWF No Mercy* eingelegt und man ließ selbstkreierte Wrestler gegeneinander antreten, die den eigenen In-Ring-Charakteren nachempfunden waren. Diese Matches zeichnete man auf, schrieb mit, protokollierte alles detailliert und studierte sie dann, Bewegung für Bewegung, ein, um sie bei der Show möglichst genauso vorzuführen, wie sie auf dem Fernsehbildschirm stattgefunden hatten. Professionalität sieht anders aus.

Mein Wrestling-Debüt, welches an diesem Wochenende stattfand, war jedoch auch alles andere als professionell. Das galt unter anderem auch für mein selbstgeschneidertes Outfit. Ich hatte mir für fünf D-Mark in der Frauenabteilung von C&A eine dünne, schwarze Trainingshose aus einem potthässlich glänzenden Stoff gekauft und auf diesen weiße Buchstaben genäht, welche ich aus einem alten T-Shirt ausgeschnitten hatte. Auf

dem einen Bein stand ›THUMBTACK‹ und auf dem anderen ›JACK‹. Das war zwar eine deutliche Verbesserung zu meiner Backyard-Hose (einer schlichten, schwarzen Jogginghose), aber Tito Santana würde bei diesem Anblick wohl nur den Kopf schütteln. Bereits in der Grundschule waren Handarbeit und Werken meine Schwachstellen gewesen und so war meine Näharbeit absolut unterdurchschnittlich. Die Buchstaben waren krumm und schlecht vernäht, doch zusammen mit dem ärmellosen, zerfetzten, schwarz-rot karierten Flanellhemd und dem schwarzen T-Shirt, das ich darunter trug, sah ich meinem Idol Cactus Jack so ähnlich, wie es mir mit meinen begrenzten Mitteln eben möglich war. Ich selbst war damals relativ stolz auf das Outfit, immerhin hatte ich acht Stunden Näharbeit hineingesteckt. Doch objektiv betrachtet war ich nichts weiter als ein richtig schlechter Rip-Off.

Nicht nur mein Outfit war wenig professionell. Unprofessionell war es auch, dass man mich debütieren ließ, obwohl ich noch *lange* nicht dafür bereit war. Drei Monate sind einfach viel zu wenig, um eine so hochkomplexe Kunst wie das Wrestling zu erlernen. Ich wusste, dass ich noch nicht bereit war für den Ring und saß dementsprechend den ganzen Tag über scheu und zitternd in irgendwelchen Ecken. Ich versteckte mich so gut ich konnte und muss wohl ausgesehen haben wie ein Geist. Jeder der WCFLer, der mich vor der Show ansprach, stellte dieselbe Frage: »Geht's dir nicht gut?!«

Nein, es ging mir nicht gut, denn ich ahnte, dass mein erstes Match absolut schrecklich werden würde. Mein Gegner war Tassilo, der ja eigentlich nur als Ringrichter und nicht als Wrestler aktiv war. An diesem Abend ließ er es sich dennoch nicht nehmen, selbst einmal in den Ring zu steigen. Glücklicherweise habe ich diesen Kampf nie auf Video sehen müssen. Nicht nur, dass es ohnehin nur ein paar wenige Kopien dieser Veranstaltung auf VHS-Kassetten gibt, nein, zu meinem Glück hat der Kameramann während unseres Matches sein Band wechseln müssen. Demnach wurde es nie aufgezeichnet.

Als wäre *ein* grottenschlechtes Match nicht genug gewesen, stand ich an diesem Abend gleich noch ein zweites Mal im Ring – in einem ›Triple Threat Match‹ gegen Blade und Blue.

Blue, das war Martin, ein kleiner, rothaariger Jungspund, der nur ein paar Jahre älter war als ich selbst und dessen In-Ring-Name irgendwie sehr

passend war, denn er erinnerte mich von seiner Statur, seiner Art zu sprechen und seinem Auftreten her an einen Schlumpf – und die sind doch bekannterweise blau. Er hat sogar beim Gehen immer den Hintern ein bisschen rausgestreckt, genauso wie es die Schlümpfe tun. Da er mit Vorliebe *Blind Guardian* hörte (Oh Shit, das ist so was von 2001!), möchte ich ihn hiermit Power-Metal-Schlumpf taufen. Ihm zu sagen, dass er mich an die kleinen, blauen Gestalten erinnert, hätte ich nie übers Herz gebracht. Denn Martin war ein absolut liebenswürdiger und unglaublich kluger Mensch. Doch seine Entscheidung bei Blade zu trainieren, war wohl die dümmste seines Lebens. Gleich nach der ›Entscheidung‹, einige Jahre später von einem Auto angefahren zu werden und sich dabei *beide* Beine kompliziert zu brechen⁸. Das soll ihm erst einmal einer nachmachen!

Anders als Blade hatte Martin unglaublich viel Ahnung vom Wrestling. Dummerweise nur theoretisch. Praktisch sah das anders aus. Sein größtes Problem war – so ironisch das auf den ersten Blick auch klingen mag – sein Kampfsport hintergrund. Martin war in unglaublich vielen asiatischen Künsten geschult und versuchte, all diese Elemente in seine Art zu wrestlen einfließen zu lassen. Nur wirkte er gerade dadurch kein bisschen wie ein Wrestler, sondern nur wie jemand, der *versucht* zu wrestlen. Seine Bewegungsabläufe waren viel zu geschmeidig für diesen Sport, in dem manche Dinge einfach hart und ruppig aussehen sollten. Dennoch war Martin neben mir der mit Abstand beste Schüler Blades und da wir beide über relativ ähnliche, körperliche Voraussetzungen verfügten, konnten wir sowohl im Training als auch im Ring ganz gut miteinander arbeiten.

Unser Match in Berlin war dennoch grauenhaft. Man nehme ein selbstverliebtes Männchen, das keine Ahnung hat, was es tut und steckt es mit zwei Jungs in den Ring, die dort zum ersten Mal stehen. Was bekommt man? Richtig: Ein Match, das so schlecht ist, dass ich mir lieber die Augen mit rostigen Löffeln auspulen wollen würde, als es auf VHS-Kassette sehen zu müssen.

⁸ Inzwischen ist **Martin** ironischerweise praktizierender Arzt..